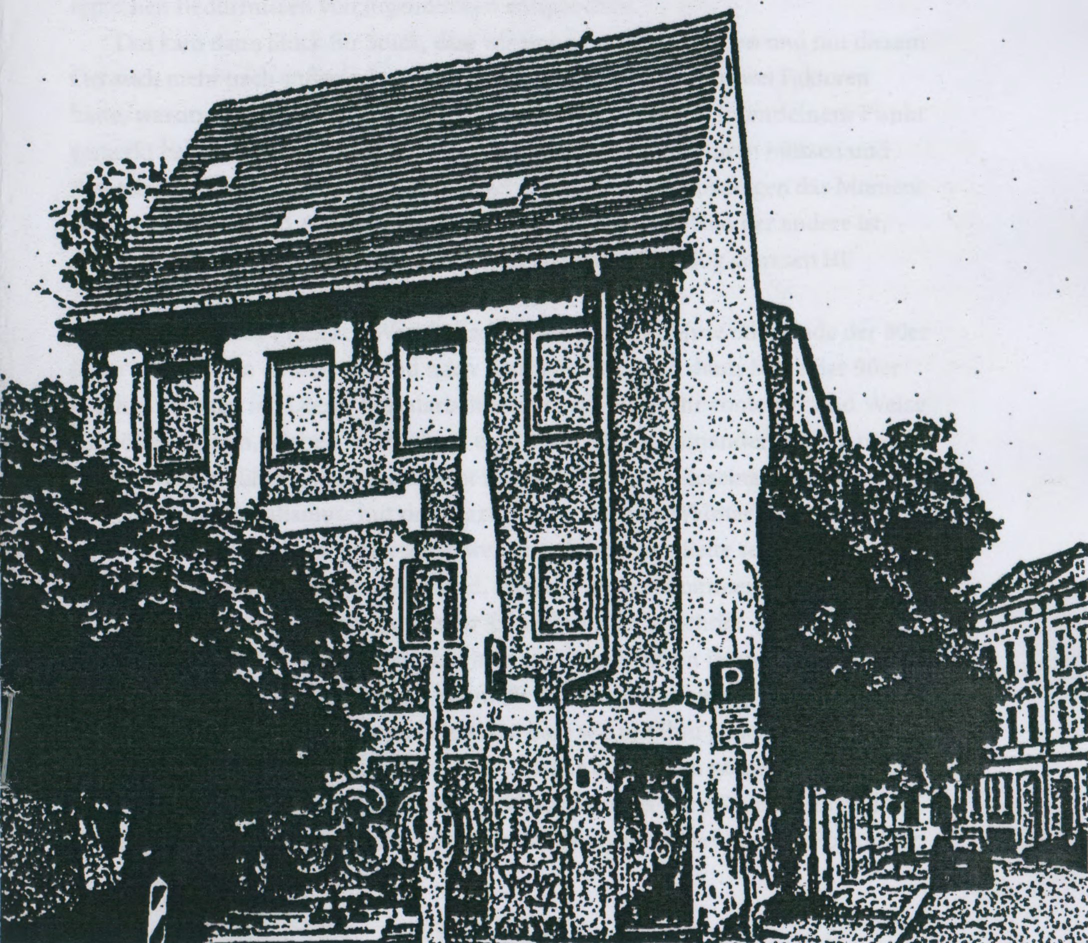
HABT IHR KEINE WUT MEHR IM WANST?

Zu den Un-/Möglichkeiten linker Subkultur

Interview mit Lukas zur Gerberstraße in Weimar und zum Schiefen Haus in Halle



Elias: Erzähl doch mal kurz zu dir, zur Gerberstraße und zum Schiefen Haus.

Lukas: Die Gerberstraße als soziokulturelles Zentrum steht eigentlich ganz am Anfang von meiner politischen Aktivität, weil das ein Ort ist, wo ich als sehr junger Mensch hingekommen bin und wichtige Impulse für meine eigene Politisierung erfahren habe. Ich bin da so ungefähr 2003 mal hin, da hatte gerade das Jugendcafé dort wieder eröffnet, das heißt, es war explizit ein Raum, der von jungen Leuten, Jugendlichen, jungen Erwachsenen bespielt werden sollte. Ich war Teil von einer Jugend-Clique, die irgendwie so Punk-Hippie-mäßig orientiert war und die in Weimar immer das Problem hatte, dass es eigentlich keine richtigen Räume für sie gibt. Und dann gab es da die Möglichkeit sich eben diesen Raum auf anfangs erst mal naive Weise anzueignen und das hieß tatsächlich erst mal einen Ort zu haben zum Rumhängen, zum Musikhören, um sich mit seinen Freunden auszutauschen. Das war im ersten Moment vielleicht gar nicht so politisch, sondern hat eher diesen typischen Bedürfnissen von Jugendlichen entsprochen.

Das kam dann Stück für Stück, dass wir uns da politisiert haben und mit diesem Ort auch mehr nach außen gehen wollten. Ich glaube, dass das so zwei Faktoren hatte, warum das so gekommen ist. Der eine ist, dass wir ab irgendeinem Punkt gemerkt haben, dass wir uns auch selber um diese Räume kümmern müssen und dass wir uns dafür eine Art von Struktur geben müssen, also sozusagen das Moment der Verabredung und Aushandlung wichtiger geworden ist. Und der andere ist, dass dort in der Gerberstraße in Weimar ein Sozialarbeiter tätig gewesen ist.

Das war ein älterer Punk aus Westdeutschland, der schon Mitte oder Ende der 80er Jahre Kontakte in den Osten und nach Weimar hatte, und dann Mitte der 90er dorthin gezogen ist. Dieser Sozialarbeiter hatte auf eine sehr coole Art und Weise Anstöße gegeben, Sachen zu machen, eine politische Auseinandersetzung mit Buchenwald zu führen, was sehr präsent in Weimar ist, eine Auseinandersetzung mit Gedenken, Nationalismus, mit den Nazis, die es auch in Weimar gegeben hat. Ich finde es im Rückblick interessant, weil er auf der einen Seite sehr kollegial war und, obwohl wir sehr jung gewesen sind, uns sehr ernst genommen hat. Auf der anderen Seite hatte er aber auf eine sehr kritische und klarsichtige Weise reflektiert, dass er natürlich als Sozialarbeiter in einer anderen Position ist und ein Stück weit auch verantwortlich ist, wenn es um die Kommunikation mit Polizei oder mit der Stadtverwaltung geht. Für uns hieß das, dass wir mit ihm jemanden hatten, der Diskussionspartner war. Das hieß nicht, dass er uns Sachen gesagt hat, von wegen „so ist das richtig oder so und so ist das falsch", sondern das war auch ein Aushandlungs- und Diskussionsprozess, und er hat seine eigenen Meinungen, Positionen

vertreten. Wenn es aber Differenzen gab, die es auf jeden Fall auch gab, dann hat er sich da auch innerhalb dieser Diskussion bewegt und hat Positionen verändert. Und das war glaube ich ganz wichtig für diese ganzen Diskussionsprozesse, die wir da als junge Leute mitgemacht haben.

Zum Beispiel eine Antifa-Gruppe zu organisieren. Es ging aber auch um Auseinandersetzungen innerhalb des Hauses, wo es Konflikte gab mit der Oi-Punk Fraktion. Als Leute, die dann doch recht bald politisch linksradikal, kommunistisch, anarchistisch geworden sind, waren uns bestimmte Sachen wichtig, die wir auch im Haus durchsetzen wollten. Da haben wir uns auch nicht immer gut angestellt oder waren auch sehr straight auf eine gewisse Weise. Das ist vielleicht der Anfang von diesem Prozess in der Gerberstraße in Weimar. Am Ende ist diese Zeit auf jeden Fall mit einem Scheitern verbunden, worüber wir ja noch sprechen können.

Der andere wichtige Ort für mich ist das Schiefe Haus geworden, ein Hausprojekt in der nördlichen Innenstadt von Halle, in dem ich dann gewohnt habe, als ich von Weimar nach Halle gezogen bin.

Leute, die an der Burg Giebichenstein studiert hatten, hatten dieses bis dahin leerstehende Haus entdeckt, sprachen den damaligen Eigentümer an und haben das erst mal für Ateliers genutzt, weil das Haus auch einigermaßen baufällig war und in dieser Zwischennutzung gar nicht richtig zum Wohnen vorgesehen war. Die haben dann aber Stück für Stück angefangen, selber Sachen instand zu setzen und dann mit den damaligen Eigentümern einen Deal herausgeschlagen: dass man dort sehr günstig zur Miete leben kann, aber dass man mit den baulichen Mängeln auch selber umgehen muss.

Ich bin da eher durch Zufall hingeraten und dadurch, dass ich da eingezogen bin, habe ich einen neuen Freundeskreis und eine neue Art von Subkultur kennengelernt. Das war anders, weil es nicht so explizit politisch war und nicht als politischer Impuls nach außen gegangen ist. Auch wenn die einzelnen Leute, die da gewohnt haben, auf ihre Weise auch immer eine politische Auseinandersetzung geführt haben, war das viel heterogener. Die Leute, die da zusammengekommen sind, kamen aus ganz verschiedenen Ecken und Richtungen. Also von Punks und Künstlern zu einer Dozentin der Burg Giebichenstein, die da untergekommen ist. Auch vom Alter sehr unterschiedlich, von Anfang 20 bis Mitte, Ende 40.
Das hatte auch auf eine Weise einen unverbindlichen Charakter. Und das ist etwas, was ich dort neu gelernt habe, weil ich aus Zusammenhängen kam, wo es eben um diese sehr bewusste politische Auseinandersetzung ging, um Verbindlichkeiten in Absprachen, Organisierungs-Prozesse. Im schiefen Haus in Halle war es auf eine erfrischende Art und Weise sehr unorganisiert.

Ich habe das Gefühl, dass die Leute, die vor uns dieses Haus überhaupt erst als Wohnraum und auch Veranstaltungsraum eröffnet und erschlossen hatten, da so eine Art Energie hinterlassen haben, die dann an die nachfolgenden Generationen weitergegeben wurde. Der Ort hatte so eine Art Zauber, dass auf so eine unverbindliche Weise immer wieder Dinge möglich geworden sind. In diesen Räumen ist viel passiert, von Konzerten, über Hörspiel-Abende und Lesungen oder auch einfach nur, dass man selber spontan Ideen entwickelt und zusammen Sachen gebastelt hat, ohne wirkliches Ziel, sondern wo nur der gemeinsame Prozess wichtig war. Viele Leute hatten dort einen Anlaufpunkt, wo sie wussten, man kann da hinkommen und dann passiert was interessantes oder etwas das Spaß macht.

Und auch dieses Projekt ist mit einem Scheitern verbunden, was mit einem Miet-Konflikt zusammenhängt, wo wir ja auch drüber sprechen können.

Elias: Was waren die Bedingungen für politisch-radikales Handeln in der Gerber? Wie kamt ihr an diesen Ort? Kannst du dahingehend noch auf das Verhältnis zu den Älteren in der Gerber, zur Stadt und zu diesem Sozialarbeiter eingehen?

Lukas: Die Gerberstraße ist ein Projekt, das aus zwei Häusern besteht, die Gerberstraße 1 und die Gerberstraße 3. Es war schon immer so angelegt, dass die 3 das große Wohnprojekt mit der Kneipe unten drin ist, wo auch Konzerte stattfinden. Die 1 war explizit als Jugendzentrum und als politischer Raum für junge Leute und nicht als Wohnprojekt gedacht.

Für eine Weile war die 1 baupolizeilich gesperrt. Da gab es auch bauliche Mängel und es mussten Sachen verändert werden: Brandschutz, Fluchtwege und so weiter. Eine linke Wanderschaft hat da ziemlich viel Arbeit geleistet, so dass das Haus, das nun schon ein paar Jahre leer stand ca. 2003, 2004, neu eröffnet werden konnte. Und diese Neueröffnung fiel genau in den Zeitraum, wo wir auf der Suche nach einem Raum waren. Gleichzeitig haben die Leute, die eher in der 3 waren nach jungen Leuten gesucht, um diesen Raum zu bespielen, da sie den Kontakt zu Jugendlichen verloren hatten. Und so hat sich dieser scheinbar leere Ort für uns geöffnet.

Dennoch hat sich im Laufe der Zeit ein Generationskonflikt aufgetan. Vielleicht dadurch, dass es eine Lücke gab, wo Erfahrungen nicht unmittelbar weitergegeben werden konnten und wir auch tatsächlich das Gefühl hatten, das ist ein leerer Raum und wir können den bestimmen und mit unseren politischen Ansprüchen verbinden, ohne einen richtigen Blick dafür zu haben. Es gab auch welche von den Älteren, die selber eine Art Verbindung zu dem Raum hatten, eine eigene Geschichte und auch irgendwie Interesse hatten mitzureden, aber nicht sehr präsent waren in unserem Alltag.

Dieser Konflikt äußerte sich erst mal auf anderen Ebenen, vor allem, wenn man seine ersten Erfahrungen auf Antifa-Demos, mit dem Staat, mit den Bullen oder Nazis gemacht hat – auch militantere, und dann etwas nach hinten los ging. Die ältere Generation sagte immer erst im Nachhinein, wie dumm etwas war, dass man das hätte wissen können. Uns wurde aber nicht weitergegeben, wie dieses oder jenes zu machen ist, was sinnvoll ist. Dadurch mussten wir uns viele Standards und das Wissen, wie man bestimmte Dinge organisiert selbst aneignen.

Dass daraus eine stabile Organisierung wurde, hat dann auch weniger mit den Älteren, die schon in Weimar waren, zu tun, als eher mit einer thüringenweiten Vernetzung, wo wir den Kontakt zu anderen Antifa-Gruppen, zu Infoläden und anderen AJZs aufgenommen haben. Der Infoladen in Jena und das besetzte Haus in Erfurt waren da relativ wichtig, was die Weitergabe von Erfahrung an uns betrifft.

Die Auseinandersetzungen mit Jugendamt und Polizei sind komplex. Für uns war klar, da gibt es eine Gegnerschaft, mit deren Regeln wollen wir uns nicht abfinden. Wenn wir Regeln haben, dann nach unseren eigenen politischen und radikalen Ansprüchen. Vom Ordnungsamt oder von der Polizei lassen wir uns überhaupt nichts erzählen. Auf der anderen Seite findet die Gerber 1 aber in einem Raum statt, der Teil der Jugendhilfe ist und eine Förderung vom Jugendamt bekommt. Wo die Stadt den Anspruch hat, etwas mitzureden. Interessant, wie wenig Folgen auch militante Aktionen am Ende tatsächlich gehabt haben. Ich glaube schon, dass das auch damit zu tun hat, dass es so etwas wie Vermittlungs-Figuren gab, zum Beispiel diesen Sozialarbeiter, der eine Ansprechperson war für diverse Behörden, die den von jahrelanger Arbeit und Präsenz kannten. Die wussten, dass wenn sie mit ihm reden, sie auch eine Antwort kriegen. Ich glaube, dass der, ohne dass uns das in dem Moment klar war, uns in ganz vielen Situationen tatsächlich den Rücken freigehalten hat.

Teilweise hat er auch versucht, uns da mit einzubeziehen. Ich erinnere mich an eine Zeit als es verschiedene Vorfälle mit Nazis vor der Gerber gab und dann die Polizei ein Interesse hatte mit den Jugendlichen aus der Straße zu reden. Und dann haben wir uns in einem kirchlichen Ort mit einem Typen von der Polizei getroffen. Sozusagen als neutraler Ort, denn für uns war klar, in die Gerber kommen keine Bullen. Dort gab es ein Gespräch, an dem ich mit teilgenommen habe. Andere von unserer Gruppe waren da sehr skeptisch und haben das abgelehnt. Wir haben das in der Gruppe nicht zu Ende diskutiert und ich bin da auch nicht mit einem Mandat reingegangen, sondern habe mir das erst mal angehört. Ich glaube, der Polizist hätte gern irgendeine Art von Verabredung gehabt, aber das war sozusagen der Kompro--miss, den ich eingegangen bin. Zu sagen, ich bin überhaupt bereit, da zu sprechen. Auf mehr haben wir uns nicht eingelassen.

Es gab dann einen großen, auch öffentlichen Konflikt um Sexismus und Definitionsmacht in der Gerberstraße. Und das hat dann auch tatsächlich für den Stadtrat und für das Jugendamt eine Relevanz gehabt.

Und da erinner ich mich an Situationen, die mir im Nachhinein fast unmöglich erscheinen, weil sich dann so harte Fronten innerhalb der Gerberstraße aufgetan hatten, dass man fast Todfeind war. Man hatte das Gefühl, man ist in so einem Psycho-Krieg eigentlich gefangen. Irgendwann haben die beiden Fraktionen sich dann doch zusammengerauft und zusammen bei der Stadtratssitzung vorgesprochen, um zu beruhigen und waren auch beim Jugendamt um denen das Gefühl zu geben, „ihr merkt schon, dass da irgendwas im Argen liegt, aber das sprengt nicht den Rahmen." Im Nachhinein relativ absurd, aber solche Sachen haben auch stattgefunden.

Elias: Da wart ihr noch Jugendliche, Schüler und musstet wahrscheinlich nicht nebenbei arbeiten, oder? Wie viel Zeit habt ihr in die Gerber 1 investiert?

Lukas: ich bin grob von 2003 bis 2009 in der Gerberstraße gewesen. Danach hab ich mich entschieden, dass ich mich von dem Projekt verabschiede, weil ich bestimmte Sachen nicht mehr tragbar finde und deshalb auch diesen Konflikt auch nicht mehr ausgehalten habe.

2007 habe ich Abi gemacht, das heißt, so eine Zeit war das tatsächlich, dass die Gruppe von den Leuten, die da in der Gerber 1 gewesen sind, Schülerinnen und Schüler gewesen sind oder gerade aufgehört haben oder fertig geworden sind. Ich habe nicht so viel Zeit in Schule investiert. Die Gerberstraße war auf jeden Fall für mich der wichtigere Ort. Und deswegen konnte ich da Zeit und Energie reinstecken, vor allem so von 2007 bis 2009.

Ich hatte überhaupt keine Lust, nach der Schule sofort anzufangen mit Studium oder Ausbildung und habe diese Zwischenzeit relativ lang hingestreckt. Das hatte verschiedene Bedingungen. Zum einen gab es das Bildungskollektiv in Erfurt, wo ich ein Freiwilliges Ökologisches Jahr angefangen habe, wo auch linksradikale Bildungsarbeit eine große Rolle spielt und was eine Struktur ist, die für mich relativ viel ermöglicht hat. Und zum anderen war es auch die Gerberstraße selber. Durch die Gelder von der Stadt, die da geflossen sind, hatte ich ein halbes Jahr zum Beispiel eine kleine Honorar-Stelle, weil ich da dann mehr Verantwortung übernommen habe und bestimmte Sachen einfach gemacht habe.

Die Verbindlichkeit und Intensität, wie viel Energie in das Projekt selber und in die Struktur des Projekts geflossen ist, war in unserer Clique und Gruppe sehr unterschiedlich. Da gab es auf jeden Fall auch Konfliktpunkte. Ich erinnere mich an eine Situation in einem Sommer, wo in der Gerber 1 die Inneneinrichtung gebrannt hatte.

Das war kein größerer Brandschaden, aber das hieß, dass die Haupträume, die wir genutzt haben, renoviert werden mussten. Und darum haben sich dann tatsächlich ältere Leute aus dem Gerber-Umfeld gekümmert, während wir Schüler die Freizeit nach dem Schulabschluss im Park genossen haben und für uns überhaupt nicht präsent war, dass es da etwas zu tun gibt. Einzelne Leute haben sich da für uns übelst den Arsch aufgerissen und die Räumlichkeiten irgendwie wieder instand gesetzt.

Da gab es dann große Plena, wo wir verständlicherweise auf jeden Fall gut Anschiss bekommen haben. So was muss man aber erst Stück für Stück verstehen und ein Gefühl dafür entwickeln. Was heißt es tatsächlich, Verantwortung für Räume zu übernehmen. Mir fiel das erst im Nachhinein auf, was für ein Widerspruch das war, weil wir ja diese Räume als unsere Räume definiert haben, die sehr selbstbewusst in Anspruch genommen haben und in Konflikte reingegangen sind, um Sachen durchzusetzen.

Elias: Das Schiefe Haus war als Hausprojekt einerseits politischer Ort, und andererseits Rückzugsort. Du hast du ja schon erzählt, dass dort ganz unterschiedliche Leute gewohnt haben. Und auch Leute, die trotzdem weiterhin normal gearbeitet haben. Dass auch dadurch diese Unverbindlichkeit herrschte – hat das im Alltag gut funktioniert? Auch mit Bezug auf diesen Mietkonflikt, den du erwähnt hast?

Lukas: Ich hatte ja schon gesagt, dass es eine sehr bunt zusammengewürfelte, heterogene Gruppe gewesen ist, und das trifft da auch auf die Arbeitsbedingungen und Reproduktionsbedingungen zu. Also manche, die da gewohnt haben, sind normaler Lohnarbeit nachgegangen, hatten einen Zweitjob, andere haben Bildungsarbeit geleistet, ich war bei Radio Corax. Wieder andere Leute waren arbeitslos und haben ihre ganze Zeit in so Subkultur-Sachen reingesteckt und manche Leute haben auch nur Teilzeit in Halle gewohnt. Für die war das der zweite Wohnsitz und die sind gependelt. Das ging Hand in Hand mit diesem sehr Unverbindlichen und Freien im Haus. In dieser Anfangszeit, haben wir auch explizit gesagt, dass wir keine Lust auf ein Plenum haben. Vielleicht müssen wir uns schon mal zusammensetzen, wenn es Probleme gibt, aber wir haben keinen wöchentlichen Plenums-Termin und wir geben uns auch keine Regeln, sondern wenn jemanden etwas stört, dann muss man das ansprechen. Eine Zeit lang hat das ganz gut funktioniert.

Bis zu dem Punkt, als dann das Haus verkauft wurde, es einen neuen Eigentümer gab und der uns Stress gemacht hat. Auf einmal mussten wir uns tatsächlich organisieren, als die heterogene Gruppe, die wir waren. Mussten uns zusammensetzen, mussten dem eine gewisse Regelmäßigkeit geben.
In diesem Moment spielt Verbindlichkeit auf einmal eine ganz andere Rolle. Und das

hat nicht unbedingt gut funktioniert. Das ist glaube ich auch relativ klar, wenn man auf der einen Seite dieses Freie hat, was diese Energie ermöglicht, von der ich gesprochen habe, und auf der anderen Seite ja auch dieser hohe Grad an Unverbindlichkeit besteht. Das preschte dann aufeinander und hat dazu geführt, dass Aufgaben und Verbindlichkeiten sehr ungleich verteilt waren.

Vor allen Dingen eine weitere Person und ich haben da sehr viele Aufgaben übernommen haben: von Verwaltung, über das Konto, zur Kommunikation mit dem Eigentümer, dem Mieterbund, mit dem Anwalt usw. Ich hatte parallel auch einen sehr intensiven Job, und oben drauf hatte ich noch einen Anspruch an die Räume entwickelt und wollte nicht immer, dass es ganz so ranzig ist. Das war dann eine Zeit lang Dauerstress. Tatsächlich war es so, dass das bis an den Rand vom Burn-Out gegangen ist, und ich auch mehrmals versucht habe, mich da immer mal wieder rauszunehmen. Mal Zeit in einer anderen Stadt verbringen musste, damit ich das überhaupt durchhalte.

Also, das hatte ja einen Gerichtsprozess nach sich gezogen. Es fing mit einer Eigenbedarfskündigung an – die haben wir nicht akzeptiert. Das ist dann vor das Amtsgericht gegangen. Da haben wir gewonnen und es ist in die nächste Runde gegangen. Und da hätten wir auch es noch mal drauf ankommen lassen können und gucken können, ob auch da die Richterin sagt, dass dieser Eigenbedarf nicht nachvollziehbar ist. Dann wäre dieses Mietverhältnis bestehen geblieben. Aber mit dem selben Eigentümer, der viele Hebel in Bewegung setzen kann, um uns auch weiterhin das Leben schwer zu machen – und dem wir erst mal ausgeliefert sind, auch wenn es rechtlich nicht ganz koscher ist, was er da betreibt.

Diese Erfahrungen waren maßgeblich dafür, schlussendlich zu sagen, okay, offensichtlich schaffen wir es nicht diese Aufgaben kollektiv zu tragen. Dann ist es vielleicht besser eine Kröte zu schlucken und da rauszugehen. Sich auf die Einigung zu lassen, auch wenn man vorher mehr als kämpferisch in die Auseinandersetzung gegangen ist. Zu sagen, die Freundschaften, die es in diesem Haus gibt, sind uns wichtiger. Und es ist besser, wenn wir da einigermaßen unbeschädigt rausgehen, als das bis zuletzt durchzuziehen. Auch wenn es ein großer Verlust gewesen ist und alle dadurch traurig gewesen sind. Im April 2022 ist die letzte Konstellation da ausgezogen.

Interessant finde ich dann aber mich zu fragen, was für Gründe das hat, dass man sich diesen ganzen Stress antut. Also, man kann ja nie sagen, an welcher Stelle fängt ein Burnout an oder an welcher Stelle ist man schon ausgebrannt? Das ist sehr schwer, das für sich selber auch irgendwie zu definieren. Und warum macht man das und warum fällt es einem auch nicht leicht, einfach zu sagen „Nee, dann halt ohne mich."
Und der Grund dafür war glaube ich diese Energie, auch die, die diese Leute vor uns da

hinterlassen haben. Dass es einfach ein richtig schöner Ort gewesen ist und da tatsächlich ganz viel möglich gewesen ist und dass in diesem Raum unterschiedliche Leute nur zusammenkommen mussten und es dadurch Synergieeffekte gab. Das ist so eine schöne Erfahrung und irgendwie entsteht da für einen selber auch so eine Art Mythos, an der man festhalten will. Und darum gehe ich halt nicht einfach, auch wenn die anderen mich gerade ankotzen. Oder weil's anders läuft, als ich mir das vorstelle.

Ich kann mittlerweile auf eine längere Zeit von politischem Aktivismus und kollektiven Projekten zurückblicken und diese wurde oft von Frustration-Erfahrungen und Scheitern begleitet. Trotzdem würde ich immer noch sagen, dass es wichtig ist, daran festzuhalten. Und es gibt immer wieder Erfahrungen, die klar machen, da können wirklich schöne Sachen passieren, die unglaublich wichtig sind. Kollektive Projekte können auch funktionieren. Manchmal merkt man das auch gar nicht selber, was das für andere bedeutet. Wie viel die von dem, was man nach außen gibt, aufnehmen. Oft merkt man auch erst Jahre später, dass der Stress sich lohnt. Ich würde sagen, es lohnt sich immer wieder neue Sachen anzufangen, gerade Häuser und Orte, die man kollektiv erschließen kann, haben eine unglaubliche Wichtigkeit. Und ich glaube, wenn es diese Räume nicht gibt, ist es ungleich schwieriger, gute kollektive Prozesse überhaupt in Gang zu setzen.

Elias: Mir erscheint das recht selten, dass so unterschiedliche Leute sich in so einen gemeinsamen Bildungsprozess oder eine gemeinsame Praxis begeben.

Lukas: Ich weiß nicht, ob das eine bewusste Entscheidung ist, aber an irgendeinem Punkt wurde für mich klar, dass die Verhältnisse, so wie sie sind, scheiße sind. Dass man mit diesen unversöhnlich sein muss, und dass man die Normalität, wie wir sie kennen, die Lebenswege, die es als Angebot gibt, ablehnen muss. Die herrschenden Verhältnisse muss man überwinden.

Ich glaube, das geht allerdings nur mit anderen Leuten zusammen, und wenn man Stützpunkte oder Orte hat, die dafür einen Ausgangspunkt bilden können. Das Schiefe Haus war vielleicht weniger das radikale, politische Projekt, das genau das zum Ziel hatte, aber dort ging es darum, eine bestimmte Art von Normalität nicht zu akzeptieren. Also schon allein im Zusammenwohnen. Ist das nur Wohnraum oder passieren da noch andere Dinge? Akzeptiert man, dass das höchste der Gefühle eine WG auf einer Etage ist, mit Leuten, die gleich alt sind und alle studieren? Im Schiefen Haus hatte man die Möglichkeit, Leute und deren Perspektive kennenzulernen, die man sonst im Alltag nicht unbedingt treffen würde. Und das ist, etwas, das unglaublich wichtig ist. Oder auch, dass man sich eine Sauna in den Hinterhof bauen kann, dass man da eine

Werkstatt hat. Lustig beim Schiefen Haus war auch, dass Leute dort Spuren und Gegenstände hinterlassen haben und man dann immer wieder auf lustige Sachen gestoßen ist, seien das Kunstwerke auf dem Dachboden, von den Künstlern, die da gewohnt hatten, oder eine alte Tape Sammlung, die man findet, und nicht weiß, wem die gehört. Klamotten oder Werkzeuge, die man selber benutzen kann, die dann in diesen Kreislauf des Hauses integriert werden. Vielleicht ist das trivial, aber ich finde es schön, wenn man die Möglichkeit hat, im Hinterhof ein Lagerfeuer zu machen und Leute in die eigene, selbstbetriebene Sauna einladen zu können. Oder dass man halt die Kreuzung vorm Haus als Ort fürs Zusammenkommen, für Frühstück oder für gemeinsame Abende nutzen kann. Und da können Leute dazukommen. Es gibt einen Pulk, der eine gewisse Atmosphäre ausstrahlt. ich glaube, dass es solche Orte immer weniger gibt. Für Halle kann ich das ganz sicher sagen.

Ich habe mich gefragt, ob so was – und das ist ja auch ein bisschen bitter – nur in Räumen möglich ist, die zur Zwischennutzung vorgesehen sind. Das war ja bei uns so, die ursprünglichen Eigentümer konnten mit dem Haus nichts so richtig anfangen. Ich glaube, denen war das so durch ein Erbe zugefallen. Aber gleichzeitig war dieses Erbe geteilt und es gab einen Streit um das Nachbargrundstück. Zu kalkulieren und über eine Instandsetzung nachzudenken, hätte für die nur Sinn gemacht, wenn die auch das Nachbargrundstück dazu gehabt hätten. So haben die halt nichts an dem Haus gemacht und uns gleichzeitig dafür diese Freiheiten gegeben. Denen war relativ egal, was da passiert. Und dann kommt halt der neue Eigentümer, der natürlich anders damit kalkuliert und der auch einen Gewinn rausschlagen will und auch rausschlagen muss. Damit funktionierte diese ganze Konstellation nicht mehr. Wir standen selbst vor der Entscheidung das Haus zu kaufen, und haben das auch signalisiert. Nach Gesprächen mit Leuten aus Leipzig, die mit Hausprojekten relativ viel Erfahrung hatten, haben wir aber davon wieder abgesehen. Der Kauf und Renovierungskosten hätten zu einer nicht unerheblichen Mietsteigerung geführt.

Trotzdem frage ich mich was passiert wäre, wenn wir das Haus gekauft hätten, wie das die Gruppe verändert hätte. Das hätte eine viel langfristigere Bindung an das Haus geheißen. Das hätte geheißen, das Haus selber instand zu setzen, zu renovieren, neu zu verkabeln, neue Heizungen einzubauen, das schön zu machen. Ich glaube, die ersten zwei, drei Jahre, dieser Umbauprozess wäre eine kritische Phase gewesen, bevor es sich sozusagen eingepegelt hätte. In dieser Zeit fliegen ganz viele Gruppen auseinander. Dieser Schritt hätte in unserem Fall den Charakter des Hauses wahrscheinlich grundlegend verändert, weil man nicht mehr so sorglos mit den Räumlichkeiten umgehen kann. Im schiefen Haus war es egal, wenn der Aktzeichenkurs, der die ganze Nacht geht, Spuren hinterlassen hat. Wie ist es aber, wenn man die Wand selbst gestrichen hat

und selber den Fußboden abgeschliffen hat? Geht man dann immer noch so locker damit um? Ich will das gar nicht gegeneinander stellen. Ich finde das nachvollziehbar, wenn Leute so ein wildes Zusammenleben nicht wollen, sondern lieber einen schönen und sauberen Wohnraum, aber auf der anderen Seite finde ich es erstrebenswert, wenn es auch die Möglichkeit eines so wilden Zusammenwohnens gibt. Und da ist ja tatsächlich die Frage, wie kann man das unter den Bedingungen, die wir haben, herstellen, ohne dass man sich gnadenlos zerfleischt oder aufgrund von Dingen, die man nicht beherrscht aus dem Haus rausgehen muss.

Auf der anderen Seite kann dieser Mythos, den man sich selbst gibt, dass an diesem Ort wirklich besondere Sachen möglich sind, in ein Verkrallen münden und auch Veränderungen verhindern, die vielleicht sinnvoll wären. Daran scheitern auch viele Projekte, irgendwie müssen Generationswechsel und Veränderungen möglich sein. Dass andere Leute Dinge anders machen, andere Dinge machen, das muss möglich sein. Die schwierige Frage ist auch: Wie schafft man das selber in Frieden aus so einem Ort rauszugehen und zuzulassen, dass da dann was anderes draus wird, wenn man nicht mehr da ist?

Ich finde es auch ganz wichtig, sich Gedanken darüber zu machen, was die Bedingungen sind, dass Leute langfristig an solchen Projekten teilnehmen können und aktiv sein können. Weil ich immer wieder merke, dass man auch in linksradikalen Zusammenhängen bei wichtigen Entscheidungen am Ende immer alleine dasteht. Das ist zum Beispiel die Frage welchen Job nehme ich am Ende an? Entscheide ich mich dafür in eine WG zu ziehen oder in ein Hausprojekt? Und was sind die Bedingungen dafür, dass man so eine Entscheidung treffen kann – also man muss sich auch am Ende auf andere Leute einlassen können – Aber diese grundlegende Entscheidung trifft man immer alleine.

Welche Ressourcen und welche finanziellen Bedingungen stehen dafür zur Verfügung und wie kann man sich da auch gegenseitig entlasten? Wie kann man bewusst Strukturen herstellen, die uns ermöglichen, solche Sachen zu machen? Darüber wird oft bewusst nicht nachgedacht.

Ich würde sehr befürworten, dass man mehr darüber spricht und vielleicht auch eine Scham überwindet, z.B. offenzulegen, wie man sich selber reproduziert. Darum geht es ja am Ende. Ich glaube aber, dass es Gründe gibt, warum das schwer fällt, darüber zu reden und dass es vielleicht auch mit einem Widerspruch zusammenhängt, über den wir auch gesprochen haben. Weil, wenn man so ein Projekt institutionalisiert und mit Finanzen umgeht, ein Haus verwaltet oder eine überregionale Struktur organisiert, dann ist die Frage, an was für einer Form von Mitgliedschaft hängt das? Oder wie trifft man Entscheidungen? Wer bekommt eine Stelle oder wer bekommt welche Zuwendungen. Darin liegt auch die Gefahr der Verdinglichung, dass Hierarchien

entstehen oder dass der individuelle Spielraum geringer wird. Wenn man sich dann auf so eine Struktur einlässt und man Sachen auch erfüllen muss, die diese Strukturen als Anforderungen hat. Und vielleicht ist das auch ein Grund, warum man davor zurückschreckt. Aber ich finde, irgendwie muss man damit umgehen.

Elias: Du hattest angedeutet, dass auch deine Zeit in der Gerber mit einem Scheitern verbunden ist, kannst du dies noch etwas näher beleuchten?

Lukas: Dieser Konflikt drehte sich um Sexismus und Definitionsmacht. Ausgangspunkt waren sexuelle Übergriffe und die Frage nach dem Umgang damit. Im Rückblick sehe ich das ambivalent, weil auf der einen Seite waren das ja Themen, mit denen wir uns als junge Erwachsene auch auseinandergesetzt hatten. Es war uns wichtig, dass es politische Standards gibt und dass man eben auch Regeln und Umgangsweisen definiert in diesen beiden Projekten Gerberstraße 1 und 3. Von den Älteren wurden wir dabei überhaupt nicht als Leute, die eine politische Position vertreten ernst genommen und sind wie Kinder behandelt worden, die halt das Projekt vor die Wand fahren wollen. Das hat eine Verständigung auf jeden Fall sehr erschwert, weil wir gleichzeitig schon die Leute gewesen sind, die dieses Projekt Gerberstraße 1 über mehrere Jahre hinweg überhaupt erst auf eine neue Weise wieder präsent gemacht haben in der Stadt und auch politisch damit überhaupt erst nach außen gegangen sind. Was bei der Gerber 3 nicht unbedingt der Fall gewesen ist. Und gleichzeitig sind wir da aber sehr straight, sehr konfrontativ reingegangen und sind auch sehr schnell damit an die Öffentlichkeit gegangen. Es gab sehr schnell eine sehr eindeutige Feindbestimmung. Damit war klar, die Gerberstraße 3, das sind jetzt unsere Gegner, die schützen den Täter, die sind scheiße und da gibt es no way. Wir sammeln jetzt Statements von anderen Gruppen, die sich mit uns solidarisieren, um sozusagen die Frontstellung zu vergrößern.

Ich will nicht sagen, dass es falsch war, zu fordern, dass der Typ, dem diese sexuellen Übergriffe vorgeworfen wurden sind, auszieht. Das ist ein wichtiger Punkt gewesen. Aber ich glaube, dass das Ganze eine Dynamik angenommen hat, die Widersprüche auf beiden Seiten verdeckt hat. Die andere Seite erschien uns als eine sehr homogene Gruppierung und wir haben nicht wahrgenommen, was es vielleicht auch dort für unterschiedliche Positionen gibt und ob da vielleicht auch Annäherung oder Verhandlungen über die Sache möglich gewesen wäre.

Auf der anderen Seite hat das Widersprüche in unserer eigenen Gruppe zugedeckt: so eindeutig antisexistisch, wie wir da in die Öffentlichkeit gegangen sind, war dieser Gruppen-Zusammenhang tatsächlich gar nicht. Da lag auch einiges im Argen. Und so einheitlich, wie wir gegenüber den anderen aufgetreten sind, so eindeutig waren wir

auch als Gruppe nicht. Das hat dann zu mehreren Brüchen in sich auch noch mal geführt. Das war auch der Prozess, wo ich dann am Ende rausgegangen bin, weil ich dann auch nicht mehr zufrieden war, wie es in der Gerberstraße eins gelaufen ist. Das waren extrem anstrengende, krasse Prozesse.

Die Leute von der Gerberstraße drei haben dann die Schlösser ausgewechselt und haben gesagt, ihr kommt hier jetzt nicht mehr rein, und für uns war das aber unser Ort. Also bohren wir die Schlösser auf und setzen selber wieder neue ein und besetzen die Gerberstraße 1 neu. Und das hieß dann, dass man über zwei Monate nur über eine Strickleiter rein und raus kam. Unglaublich krasse Sachen und dazu auch der permanente Druck von außen. Wo auch klar ist, wie hält man das als junge Gruppe überhaupt aus, ohne dass man sich selber in die Haare bekommt? Diese Konfliktkonstellation hat dann eben auch dazu geführt, dass die Verhandlungen untereinander schwieriger geworden sind. Und das habe ich mir vielleicht ein bisschen aus diesem Scheitern mitgenommen, dass man immer auch ein bisschen schauen muss, was für Differenzierungen es jenseits dieser scheinbar klaren Frontstellungen gibt. Das heißt nicht, dass man keine eindeutigen Positionen vertreten soll oder dass es nicht wichtig ist, mit klaren Inhalten nach außen zu gehen. Aber oft sind solche Prozesse ziemlich komplex und ich glaube, dass sich da ganz viel überlagert hat in der Gerberstraße. Das war ein Konflikt um Sexismus, und den Umgang damit, aber auch ein Generationskonflikt, und auch ein Milieukonflikt. Also, wie spricht man überhaupt über solche Themen und wie sehr gibt es einen akademischen Bildungsbürgerhintergrund oder wie eignet man sich solche Themen vielleicht anders an? Viele von den älteren Leuten, hatten eher einen handwerklichen Hintergrund und konnten bauen. Ein paar von uns konnten das auch, oder haben angefangen sich so etwas anzueignen. Aber das war dann auch so ein Punkt: Ihr wollt diesen Raum selbstbewusst in Anspruch nehmen, aber seid überhaupt dazu in der Lage, das alles aufzubauen? Und das war tatsächlich gar nicht so klar. Und da muss ich selber eine Kröte runterschlucken, weil ich im Nachhinein glaube, vielleicht stimmten da auch manche Sachen, die uns gegen den Kopf geknallt wurden. Die Art und Weise war scheiße, aber mit einem gewissen Abstand blicke ich anders auf diese eindeutige Frontstellung, die es da gab.

Elias: Wie war vor diesem Konflikt das Verhältnis der Gerber 1 zur Öffentlichkeit? War das ein Ort, von dem nur „Szene-kundige" mitbekommen haben?

Lukas: Wir haben es auf jeden Fall versucht, auf verschiedene Art und Weise in die Stadt hineinzuwirken. Ich habe auf jeden Fall zu den Leuten gehört, denen irgendwie wichtig war, dass diese Räume eine Zugänglichkeit haben, die nicht nur szenisch ist. Wenn Szene aber Subkultur meint, dann finde ich das auch wichtig. Subkulturelle

Ausdrucksformen, können eine Begeisterung auslösen, darin können interessante Gesten stecken, die, man nicht einfach so abkanzeln sollte als Szene-Sumpf. Diesen Szene-Sumpf gibt es auf jeden Fall und man kennt das, dass Leute nur noch in ihrer eigenen Suppe kochen, gar nicht mehr nach außen gehen und auch keine Impulse mehr von außen bekommen. Mir war das irgendwie wichtig, dass die Räume so gestaltet sind und dass auch die Zustände der Räume und die Sauberkeit irgendwie einigermaßen so ist, dass Leute da gerne reingehen oder sich auch solche trauen da reinzugehen, die von Zecken-Suff-Kellern eher abgeschreckt sind. Aber da gab es auch Konflikte. Auch innerhalb von unserer Gruppe. Im Haus haben wir Veranstaltungen organisiert, Filmabende. Und das andere ist aber, dass wir versucht haben, nach außen zu gehen. Wir haben oft Kundgebungen organisiert zu verschiedenen Themen. Das war dann immer eine Mischung aus Antifa-Gruppe, die sich in in der Gerber 1 organisierte und die eigenständig politische Veranstaltungen und Kundgebungen organisiert hat oder der Gerber 1-Zusammenhang selber. Wir haben dann Dinge dort auf dem Plenum besprochen und zum Beispiel den Tag gegen Homophobie oder den Tag der Befreiung aufgegriffen, auf dem Theaterplatz in Weimar Reden gehalten und Flugblätter verteilt und unsere Positionen vertreten.

Und das war eine von diesen Sachen, bei denen man nicht sofort merkt, dass sie eine Auswirkung haben. Jahre später hatten wir dann aber solche Gespräche: „So wie ihr da auf dem Theaterplatz aufgetreten seid. Das fand ich interessant und auch in dem radikalen Gestus, das hat mich angesprochen und das war für mich ein Grund, warum ich dann eine Nähe zur Gerberstraße 1 gesucht habe." Teilweise funktionierte das.

Weimar ist eine relativ kleine Stadt, aber in den Dörfern und anderen Kleinstädten im Umland, gibt es so ein Angebot wie die Gerberstraße als Anlaufpunkt überhaupt nicht, was ein enormer Mangel ist. Das hat dazu geführt, dass Jugendliche aus dem Umland am Wochenende in die Gerber 1 gekommen sind. Und dadurch war diese Szene kein homogenes Milieu, sondern in ihr sind Leute aus der Stadt und vom Land zusammengekommen, Leute, die Abitur machen und ein Studium anstreben, mit Leuten, die Realschulabschluss machen und eine Ausbildung anstreben. Zumindest für eine Zeit war das ein kultureller Melting Pot.

Aber gerade dieser Sexismuskonflikt hat dazu geführt, dass sich eine viel krassere Geschlossenheit entwickelt hat. Und wenn ich sage, wir kamen die zwei Monate nur mit einer Strickleiter rein und raus, dann ist klar, das macht nur die Clique, die da schon ist, die sich mit dem Haus identifiziert und diesen Konflikt kennt.

Elias: Du hattest ja erwähnt, dass im Schiefen Haus auch einige Leute von der Burg Giebichenstein zu gegen waren. Wie war dort das Verhältnis zur Öffentlichkeit? Auch mit Blick auf den späteren Mietkonflikt?

Lukas: Im Schiefen Haus gab es eine Gleichzeitigkeit von Geschlossenheit und Offenheit. Die Geschlossenheit war dadurch gegeben, dass es einfach auch eine WG war und es um Wohnräume ging. Wohnraum ist auch ein intimer Raum und der braucht einen gewissen Schutz. Das war ganz gut möglich, weil wir die oberen Etagen für uns hatten.

Die Offenheit gab es über unser Wohnzimmer im Erdgeschoss. Früher war das ein Ladengeschäft, für Gebrauchswaren, Kolonialwaren, so was. Dadurch hatten wir große Schaufenster. Das heißt, da gab es ein gewisse Transparenz, man konnte in unser Wohnzimmer reingucken, und wenn wir dort waren, war auch meistens die Tür offen. Aus den vielleicht zwei, drei sich überlappenden Freundeskreisen, die sich so um das Haus gruppiert hatten, wussten auch viele, wo der Schlüssel liegt und konnten da auch rein, wann sie wollten. Oder wenn wir draußen saßen, war das immer wieder Anlaufpunkt für Leute, die einfach mal so vorbei geguckt haben. Ich glaube, diese Offenheit ist auch dadurch zustande gekommen, dass es von den Leuten, die da gewohnt haben, eine gewisse Bereitschaft gab, mit Situationen umzugehen, die man nicht zu 100 % berechnen kann, sich auf Leute einzulassen, die man vielleicht gar nicht unbedingt so kennt oder einordnen kann. Es gab da dieses heterogene und eine Bereitschaft für verrückte Situationen. Ich finde es interessant, dass das lange gut gegangen ist, auch mit diesem Schlüssel-Versteck, welches total einsichtig war. Das Haus war schon ein bisschen abgegrenzt, weil das eine verkehrsberuhigte Zone war. Aber wenn da jemand Sachen hätte rausholen wollen, der hätte nur ein, zwei Tage beobachten müssen, wie da die Leute rein und rausgehen. Aber da ist nie passiert. Schöne Erfahrung, dass es auch so sein kann.

Es waren immer Leute dabei, die eine Anbindung an die Burg Giebichenstein hatten. Und gleichzeitig denke ich aber, dass das gerade die Leute waren, die sich nicht so krass mit dem Studium und mit der Hochschule identifiziert haben. Und dadurch so eine Art Zwischenraum entstanden ist, weil die auch gerade Lust hatten, sich nicht nur in diesem Kontext zu bewegen, sondern dann auch die Breitestraße als Ort nutzen konnten. Wo sie andere Leute in die Sachen, auf die sie Bock hatten und die inszenierten, einbeziehen konnten. Leute, die diesen Kunsthochschulkontext einfach nicht hatten, vielleicht eher aus einem Punk-Kontext kamen, aus den anderen Projekten in Halle oder einfach aus dem Freundeskreis, aber unterschiedliche Sachen machten. Gleichzeitig war diese Bindung an das Künstlerische glaube ich auch wichtig für das, wie wir da nach außen getreten sind. Wir haben ja dann, als dieser Prozess losging, eine Kampagne gemacht, mehrere Kundgebungen organisiert, haben

Texte geschrieben, waren immer wieder bei Radio Corax zu Gast mit dem Versuch dem Ganzen so eine Stadt-Öffentlichkeit zu geben. Diesen Kundgebungen merkte man an, dass es keine typischen linken Politszene-Veranstaltungen sind, sondern dass da ein anderer Spirit mit drin ist, auch bezüglich dessen was da passiert ist und wie sie gestaltet waren. Und ich glaube, dass es darüber tatsächlich gelungen ist, das sehr präsent zu machen in Halle und dass ganz viele Leute wahrgenommen haben, da gibt's einen Mietkonflikt und wussten, worum es da geht. Das hat dann auch eine Rolle für weitere Entmietungsprozesse in anderen Häusern in Halle gespielt, die diesen Impuls dann aufgenommen haben. Die das vielleicht anders aufgezogen haben, aber für die diese Energie von der Breiten Straße und wie die in dem Konflikt nach außen gegangen ist ein Beispiel war. Dass man das machen kann, es sich lohnt sich zu wehren und an die Öffentlichkeit zu gehen, dass das funktionieren kann. Die haben sich dann auch in so eine Kontinuität gestellt mit ihrer WG oder ihrem Zusammenhang, der jetzt raus muss – dass das in einem Kontext mit anderen Dingen, die in Halle passieren und dass da auch die Breite Straße dazu gehört. Im Moment scheint das wieder abgebrochen zu sein. Wie präsent bleibt das in Halle? Da sind einzelne Leute dran und man kann sich jetzt mit einer gewissen Distanz die Frage stellen wie groß diese Kontinuität tatsächlich ist. Wie sehr sind Sachen wieder zusammengebrochen, wenn Leute aus Häusern rausgegangen sind oder aus Halle weggezogen sind? Und trotzdem würde ich sagen, war es wichtig, dass es das gab.

Elias: Vielleicht kannst du noch ein Mal darauf eingehen, auch wenn es schon an vielen Punkten durch kam, was Kollektive, Subkultur, Politik für dich persönlich bedeuten. Gibt es noch weitere Projekte, an denen du beteiligt bist?

Lukas: Also für mich gibt es da zwei Antriebsmomente. Das eine ist irgendwie Punk, Rock'n'Roll, negative Musik, Rausch, Exzess, Subkultur, radikale Geste. Was ich unglaublich interessant finde, was mir ganz viel gibt. Und das andere ist irgendwie politische Organisierung, Revolutionstheorie, Kommunismus. Und ich habe das Gefühl, dass sich das nicht widerspruchslos miteinander vereinen lässt, weil bei diesem Punk ist etwas Kurzfristiges, Situatives, Spontanes drin, was auch so ein bisschen verlangt: Jetzt oder nie. Und: ich habe überhaupt keine Lust zu warten, dass mir das gute Leben erst nach einem langen, anstrengenden politischen Prozess, gegeben wird. Sondern, ich will das jetzt herstellen, mit den Bedingungen, die ich habe, mit den Mitteln, die mir zur Verfügung stehen. Und das andere ist ja in viel langfristigerer Art und Weise zu denken, wo es um historische Prozesse geht, wo es um grundlegende gesellschaftliche Kategorien geht, die man reflektieren muss und wo Veränderungsprozesse viel grundlegender gedacht werden.

Wenn ich mir eine Revolution vorstelle, dann fällt das beides irgendwie zusammen. Ich glaube, dass eine bewusste kommunistische Organisierung so ein überschießendes Moment von Punk braucht. Oder vielleicht ist es ein utopisches Moment, etwas, das nicht durch eine formelle Form der Organisierung technisch herzustellen ist. Aber da stoße ich immer wieder an Grenzen. Auch bei meinen Punk-Freunden. Ich bin mir manchmal nicht so sicher, wie viel sie mit den politischen Sachen anfangen können, die ich auch mache. Oft überschneidet es sich dann aber doch und man merkt, dass man sich darüber auf jeden Fall verständigen kann. Aber die beiden Stränge fallen nicht in eins, würde ich sagen.

Die anderen Projekten, die ich mache, sind zum Beispiel Wutpilger-Streifzüge und Kunst, Spektakel & Revolution (KSR). Die KSR-Veranstaltungsreihe, mache ich größtenteils alleine, zumindest was die inhaltliche und kuratorische Verantwortung betrifft. Voraussetzung dafür sind aber die ACC-Galerie in Weimar und das Bildungskollektiv in Erfurt. Bei der KSR-Zeitschrift ist es dann so, dass es eine Redaktion gibt, die sich auch immer wieder neu zusammensetzt, wo ich aber schon ein bisschen die Kontinuität bin. Wutpilger Streifzüge produziere ich ganz alleine. Ausgestrahlt wird das dann auf Freien Radios.

Manchmal bin ich am Überlegen und Zweifeln, weil wir jetzt über diese kollektiven Prozesse geredet haben, die ganz oft mit der Erfahrung des Scheiterns verbunden sind und wenn ich auf meine eigene Aktivität zurückblicke und die Sachen herausstelle, die eine Kontinuität haben, dann sind es gerade diejenigen, die ich alleine mache. Das treibt mich bisschen um, weil ich das Bedürfnis habe nach kollektiven Prozessen. Und irgendwann muss es doch auch mal klappen! Ich will auch gerne Sachen abgeben. Gerade Kunst, Spektakel & Revolution habe ich immer als eine Vorarbeit für den kollektiven Prozess verstanden. Es ist aber sehr schwer bestimmbar, ab welchem Punkt das dann passiert. Wahrscheinlich müsste man das bewusst herstellen. Oder vielleicht warte ich noch ein bisschen auf eine historische Konstellation, wo ich als Kurator, das aus den Händen geben kann und das in den nächsten revolutionären Zyklus übergeht. Aber ich weiß nicht, wie man das selber herstellen kann.

Und gerade bin ich mit dem Kantine-Festival in Chemnitz verbunden. Und da habe ich das Gefühl, das ist eine sehr schöne kollektive Erfahrung und das sind Leute, die sehr gut drauf sind, die einen hohen, inhaltlichen Anspruch haben und die trotzdem auch ein Gespür haben für zwischenmenschliche Prozesse. Ich kann jedem empfehlen, ein Teil dieser Erfahrung zu werden, in der ersten Augustwoche nach Chemnitz zu kommen. Ich bin da selbst auch mit hinzu gekommen, weil ich die Atmosphäre und die Art und Weise der Diskussion dort so gut fand.

Zum Schluss noch ein mal zu den Milieukonflikte in linken Projekten:
Es gib immer Leute, die handwerkliche Fähigkeiten haben. Die dann das Gefühl haben, für alles, was das betrifft, zuständig zu sein. Die da selber viel Kraft reingeben und auf der anderen Seite noch anderen zeigen sollen, wie man etwas macht. Und auf der anderen Seite gibt es Leute, die eher inhaltlich arbeiten und die sich dann vielleicht nicht ernst genommen fühlen in der Wichtigkeit, die ihre Auseinandersetzung hat. Ich finde interessant, darüber nachzudenken, wie man da mehr Synergieeffekte schaffen kann, wie sich beides miteinander verbinden kann und wie es vielleicht tatsächlich möglich ist, in beiden Bereichen Leute zu befähigen. Und auch dafür braucht es auf jeden Fall auch kollektive Strukturen, die es nicht einzelnen Leuten überlässt.

23. September 2023
Erythrosin

